



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

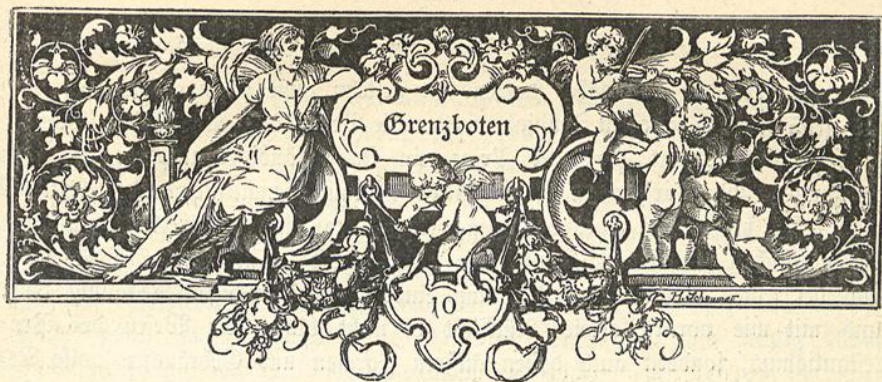
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum Andenken : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum Andenken

(Schluß)



ie außerordentlich klar und zuverlässig die zahlreichen Referate waren, die der Prinz in der Ersten Kammer den Verhandlungen der Kommissionen, deren Mitglied er nahezu ständig war, zugrunde legte, ist vielfach rühmend anerkannt worden: auf das, was er als Militär leistete, wird weiterhin zu kommen sein, aber auch für die Kunst war er unablässig besorgt und tätig, und der von ihm zum Beispiel im Altertumsverein geführte Vorsitz war so wenig eine Sinecure, daß nicht bloß seine Persönlichkeit, sondern auch seine Leistungen schmerzlich vermißt wurden, als er infolge der Thronbesteigung den Vorsitz nicht länger führen konnte.

La Molesse, diese Personifizierung des Müßigganges, die Voileau im zweiten Gesange des Lutrin ebenso treffend als komisch beschreibt, indem er von den letzten Merowingern sagt:

Aucun soin n'approchait de leur paisible cour:
On reposait la nuit, on dormait tout le jour,

mag sich am Hofe der königlichen Faulpelze (rois fainéants) breit gemacht haben, im Palais auf der Langen Gasse war ihr kein Schlupfwinkel geblieben. Im Gegensatz zu der köstlichen Schilderung, durch die der Satirist in den nächsten Zeilen die Frühjahrspromenaden beschreibt, bei denen sich die Thierrys, Chlodwige, Chilberts, Chilperits und Childerits ihrem Volke zeigten,

Seulement au printemps, quand Flore dans les plaines
Faisait taire des vents les bruyantes haleines,
Quatre bœufs attelés, d'un pas tranquille et lent,
Promenaient dans Paris le monarque indolent,

waren bei dem Prinzen und der Prinzessin das, was sie „faule Spazierfahrten“ nannten, und bei denen sie sich an schönen Frühjahrssonntagen gegen Abend nur spazieren fahren ließen, ohne unterwegs auszufteigen und tüchtig zu marschieren, große Seltenheiten, und der Prinz verfehlte nie von diesen Auswüchsen eines Sybaritismus, den er als Lizenz ansah, am andern Tage bei

Tisch zu berichten und dabei heutzend zu gestehn, wie schön es gewesen, und wie groß bei dem schlaffen Frühjahrs Wetter die Versuchung eines Rückfalls sei.

Es ist bekannt, daß der Prinz ein strenggläubiger und es mit den Satzungen und Vorschriften seiner Kirche überaus genau nehmender Katholik war, aber vor seiner Thronbesteigung wußte man in den breitem Schichten der sächsischen Bevölkerung nicht, wie gewissenhaft er in jedem Gespräche der von der seinen abweichenden Meinung eines Andersgläubigen Rechnung trug, und mit wie vorurteilsfreier Rücksicht er nicht bloß dem Wesen des Protestantismus, sondern auch dessen äußern Formen und Gebräuchen volle Berechtigung einräumte. Seine kurz nach der Thronbesteigung abgegebene Erklärung, daß sich der Protestantismus auch unter seinem Zepter wie unter dem seines Bruders und Vorgängers vor jedem wenn auch noch so entfernten Eingriffe der königlichen Hand sicher fühlen könne, und daß er es im Gegenteil, was an ihm sei, an einem aufrichtigen, das Ansehen und die Einrichtungen der evangelischen Kirche fördernden Wohlwollen nie werde fehlen lassen, konnte die, die mit seinen Gesinnungen und seiner Handlungsweise in diesem Punkte vertraut waren, nicht überraschen. Was der Hinweis auf die Verfahrensweise seines Bruders bedeutete, wußte das Volk, denn dieser ausgezeichnete Fürst war sich der besondern Verpflichtungen, die ihm seine Stellung als katholischem Fürsten in einem der Hauptsache nach evangelischen Lande auferlegte, so wohl bewußt, daß er, um diese Anomalie nicht hervortreten zu lassen, zu wiederholten malen in rücksichtsvoller Weise auch solche Einrichtungen und Verhältnisse abänderte, die nur infolge überreizter Empfindlichkeit, wenn nicht um nicht eingestandner Nebenabsichten willen als Beeinträchtigungen des protestantischen Selbstgefühls angesehen werden konnten. Bedenken zum Beispiel, die gegen die dienstliche Verwendung protestantischer Kadetten bei feierlichen Umzügen in der katholischen Kirche von maßgebender Seite geltend gemacht worden waren, und die das Kriegsministerium als ungerechtfertigt bezeichnet hatte, waren mit solchem Ernst besprochen worden, daß eine sich auf sie beziehende Interpellation im Landtage zu erwarten stand. Da sich nämlich, um dies mit zwei Worten klar zu machen, am sächsischen wie am preussischen Hofe die Mitglieder des Königshauses aus der Zahl der ihnen hierfür vorgeschlagenen Kadetten sogenannte Pagen wählen, die in höfischer Kleidung — früher hieß es Livree — an besonders feierlichen Tagen den Ehrendienst bei ihnen haben und ihnen zum Beispiel bei feierlichen Aufzügen „vortreten“ oder folgen, oder ihnen, wie das die Kurfürsten bei den Kaiserkrönungen zu tun gewohnt waren, bei Tisch aufwarten, oder — und hier gelten sie für unerfänglich — den fürstlichen Damen die bei feierlichen Gelegenheiten unentbehrliche Schleppe tragen, so pflegt sich zwischen den Mitgliedern des königlichen Hauses und diesen jungen Leuten ein beiden Teilen wohlgefälliges anmutiges Band zu knüpfen. Freilich findet diese Veranstaltung, weil höfisch und feudal, bei den fortschrittlichen Geistern unsrer Zeit, deren Rivellierungstriebe alles, was sie „Theater“ nennen, anstößig ist, keine Gnade, aber da wir uns in Mitteleuropa zurzeit noch nicht zu der Höhe des schwarzen Fracks, der weißen Halsbinde und der zehntausend shake hands des Präsidenten der Vereinigten Staaten aufgeschwungen

haben, so ist es bisher bei dem angefeindeten „Theater“ geblieben, und die gepuderten Köpfe und roten Röcke der „Pagen“ tragen wesentlich zu dem malerischen Effekte der feierlichen Veranstaltungen bei, an denen sie teilnehmen. Da man bei der Wahl nicht auf das Glaubensbekenntnis, sondern nur auf gute Sittenzuren und vielleicht auf möglichst dekorative äußere Erscheinung gesehen hatte, so hatte es sich mehrmals getroffen, daß protestantische, zu Pagen ernannte Kadetten den ihnen zukommenden Ehrendienst auch in der katholischen Kirche getan hatten. Wer die Verhältnisse kannte — und König Albert kannte sie so gut wie die Nächstbeteiligten —, wußte, daß es noch nie einem Kadetten in den Sinn gekommen war, sich durch den Ehrendienst in der katholischen Hofkirche in seiner lutherischen Glaubensfreiheit beeinträchtigt zu fühlen, aber sobald er erfuhr, daß beabsichtigt wurde, das Vorgehn des Kriegsministers, der sich nicht in seine Geschäfte hatte hineinreden lassen wollen, und der von dem Grundsatz ausging, daß Dienst Dienst sei und doppelt ehrenvoll, wo es sich um die von den Kadetten als höchste Auszeichnung angesehenen näheren Beziehungen zu den Mitgliedern des königlichen Hauses handelte, zum Gegenstand einer Interpellation im Landtage zu machen, gab er sehr weislich Befehl, den einigen Protestanten anstößigen Sachverhalt sofort abzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß Ähnliches nicht mehr vorkomme.

Ganz von demselben Standpunkt ist auch der Prinz und spätere König Georg jederzeit ausgegangen. Die Erziehung der jungen Prinzen wurde einem Katholiken erst anvertraut, nachdem sich herausgestellt hatte, daß der dafür in Aussicht genommene protestantische Offizier mit seiner Karriere andern Zielen zustrebte; protestantische Mitglieder des prinzlichen Hofstaats wurden grundsätzlich nicht zur Begleitung beim katholischen Gottesdienste herangezogen; an Tagen, wo das prinzliche Ehepaar und die katholischen Mitglieder des Hofstaats fasteten, wurden Fleischspeisen für die protestantischen aufgetragen, und der Prinz ging längern Auseinandersetzungen über das Wesen des protestantischen Glaubensbekenntnisses nicht nur nicht aus dem Wege, sondern er veranlaßte solche wiederholt durch eingehende Fragen und war bei diesen Besprechungen so zartfühlend und rücksichtsvoll, daß sich Friedrich der Große, dessen Äußerung, jedermann solle nach seiner eignen Façon selig werden, zum geflügelten Wort geworden ist, nicht objektiver und — der Ausdruck ist nicht zu weitgehend — nicht ehrebetiger über menschliche Denk- und Gewissensfreiheit hätte aussprechen können, als es der Prinz bei solchen Diskussionen über irgendein seinem Bekenntnisse ganz entgegengesetztes Dogma tat.

Aber er ließ nicht bloß Andersgläubige und Andersdenkende in der wohlwollendsten Weise gelten, er war auch von erstaunlicher Nachsicht für Verfehlungen und Schwächen, sie mochten ihm noch so fern liegen und ihm in seinem Innern noch so unbegreiflich erscheinen. Eine Antipathie hatte er: er mochte Leute nicht, die, wie er sich ausdrückte, „laut jagten,“ und dieser Widerwille gegen alles, was an Liebedienerei und Strebertum erinnerte, paßte ganz zu seinem sonstigen grundehrlichen, jederzeit sein eignes Licht unter den Scheffel stellenden Wesen und zu einer Bescheidenheit, die ebensowohl in Anbetracht seines Ranges als um seiner hohen geistigen Fähigkeiten willen als besonders verdienstlich erscheinen mußte.

Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß der Einfluß, den Mitglieder der katholischen Geistlichkeit in seinem Hause um deswillen hatten, weil er in ihnen die Vertreter der von ihm verehrten Kirche sah, mit den Jahren mehr und mehr zugenommen zu haben scheint. Inwieweit der Bischof von Cucusus diesen Einfluß zu andern als rein ethischen Errungenschaften der Kirche benutzt haben sollte, wie ihm dies von einigen Seiten schuldgegeben wird, kann wohl so leicht niemand, der die Personen und Dinge nicht fortgesetzt und aus nächster Nähe beobachtet hat, entscheiden. Daß sich der Prinz dem Entschlusse des Prinzen Max, Priester zu werden, schließlich nicht entgegenstellte, obwohl er fühlen mußte, wie schmerzlich dieser Schritt, durch den sich ein sächsischer Prinz unter eine außerterritoriale und nichtdeutsche Autorität stellte, das Land berühren würde, hat offenbar zunächst seinen Grund darin gehabt, daß der auch Fremden gegenüber jederzeit billig denkende Fürst nicht das Recht zu haben glaubte, einem innern Drange seines Sohns entgegenzutreten, den jeder Katholik — und auf diesen Standpunkt muß man sich zur Beurteilung der der Handlungsweise des Vaters zugrunde liegenden Motive stellen — als eine Berufung durch eine noch über dem Papste stehende Autorität anzusehen hat.

In die militärische Laufbahn des Königs Georg fielen Königrätz und Sedan. Die Loyalität, mit der sein Vater die beim Friedensschluß im Herbst 1866 eingegangnen Verpflichtungen in den darauf folgenden Jahren erfüllte und sich den neuen Verhältnissen in jeder Beziehung anzupassen bemüht war, ist an dieser Stelle vor kurzem rühmend anerkannt worden. Man kann hinzufügen, daß die Söhne in dieser Beziehung nicht hinter dem Vater zurückstanden, und daß sie in dem Feldzuge von 1870/71 beide, der Kronprinz als Armeeführer und für diese verantwortliche Stellung in hervorragender Weise begabt, Prinz Georg als kommandierender General des zwölften (königlich sächsischen) Armeekorps und durch treueste Pflichterfüllung ausgezeichnet, redlich ihr Einstandsgeld für den Eintritt in die neuen Verhältnisse gezahlt haben. Da der Prinz das Korpskommando erst nach den Metzser Schlachttagen infolge der Berufung seines Bruders zum Kommando der Maasarmee übernahm, so waren es besonders die Ausfallgefechte mit den in Paris zernierten Truppen Ende November und Anfang Dezember, bei denen er seine Umsicht und sein kaltes Blut zu bewähren Gelegenheit hatte.

Die Zernierung von Paris war bekanntlich, bis es ein paar Wochen später zum artilleristischen Angriff auf den Mont Avron, einzelne Südforts und die Nordenceinte kam, in der den Verhältnissen nach einzig möglichen Weise bewirkt worden, daß man gesucht hatte, sich durch Errichtung von Beobachtungsposten auf hochliegenden Punkten und durch möglichst ungehemmte telegraphische Meldungs- und Befehlsbeförderung die Möglichkeit zu sichern, auf der überaus dünn besetzten Zernierungslinie rechtzeitig eine größere Menge Truppen da zusammenzuziehen, wo man den in Paris getroffenen und von den Beobachtungsposten gemeldeten Veranstaltungen zufolge einem von französischer Seite mit größerer oder mit geringerer Truppenzahl unternommenen Ausfall entgegenzutreten haben würde. Selbstverständlich konnte, da man auch beim rechtzeitigen Eingang solcher Meldungen noch immer über das vom Feinde ins Auge gefaßte Ziel

im Zweifel blieb, und da dieser die Aufmerksamkeit der Zernierungstruppen von dem Punkte, auf den es ihm ankam, durch Scheinangriffe zu derselben Zeit abziehen suchte, die Zusammenziehung einer genügend starken Truppenzahl meist nicht so rasch geschehen, daß man dem Feinde einen ersten Erfolg hätte streitig machen können. Wenn er sich dann in einer im ersten Anlaufe den deutschen Vorposten abgenommenen Örtlichkeit verbarrikadiert und in Eile durch Pionierarbeiten gedeckt hatte, war die Wiedereroberung einer solchen besetzten und durch überlegnes Gewehrfeuer verteidigten Örtlichkeit für die deutschen Truppen jedesmal eine heikle Aufgabe. Le Bourget, das der Kronprinz von Sachsen durch Abteilungen des unter dem Kommando der Maasarmee stehenden Gardekorps den Franzosen mit großen Opfern wieder entreißen mußte, ist ein bekanntes Beispiel solcher unumgänglicher, aber jedesmal kostspieliger Unternehmungen. Der Ausfall des Generals Ducrot am 30. November war im Südosten von Paris mit einem seiner Hauptstöße gegen die von den Württembergern und der vierundzwanzigsten Division besetzte Stellung bei Billiers und Bry-sur-Marne gerichtet, und da sich auch hier der Fall wiederholt hatte, daß man im ersten Anlauf dem mit großen Massen hervorgebrochnen Gegner an Zahl nicht gewachsen war, so galt es, ihn, nachdem am 1. Dezember nichts Entscheidendes hatte erreicht werden können, am 2. Dezember aus dem von ihm besetzten Gelände oberhalb der Marneufer zu delogieren und über die Marne zurückzuwerfen. Beide Generalstabswerke, das deutsche wie das französische, enthalten über die Gefechte an diesem Tage alle wünschenswerten Details, wir haben es hier nur mit dem Prinzen zu tun, der über das ursprünglich zur dreiundzwanzigsten Division gehörende, für die Gefechtstage aber zur Verstärkung der vierundzwanzigsten Division über die Marne gezogene sächsische Schützen(Jüsilier)-Regiment Nr. 108 bei dieser Gelegenheit unmittelbar zu verfügen Veranlassung nahm. Er hatte sich kurz nach Anbruch der vollen Tageshelle in nächster Nähe dieses Regiments auf einer Wiesenparzelle am Ostende von Billiers, wo kurz vor oder nach seiner Ankunft ein Munitionswagen in die Luft flog, eingefunden und leitete von hier, später von einer etwas weiter östlich liegenden Hügelkuppe aus das Gefecht. Die erstaunlich großen Verluste, die das erste und später das zweite Schützenbataillon in kürzester Zeit beim Vorgehn gegen die in dichten Schützenketten zwischen den Weinbergen und Weinbergsmauern oberhalb des Marnetales liegenden Franzosen erlitten, sind leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß sich das Gelände, worüber der Anmarsch genommen werden mußte, ohne jede Deckung glacisartig gegen den Feind zu senkte, und daß es obendrein voll im Schußbereich der Forts und der Redoute La Faisanderie lag, die mit weittragenden Festungsgeschützen über die eignen Truppen wegfeuerten.

Der Prinz, der sich mit äußerstem Widerstreben in die Notwendigkeit gefügt hatte, einen Teil seiner Truppen unter so erschwerenden Umständen gegen die Front des Feindes vorzuschicken, da die Örtlichkeit und dessen Stellung eine Umgehung der einen oder der andern seiner beiden Flanken nicht erlaubte, konnte, als ihm zweimal die Verstärkung des Angriffs durch ein neues Bataillon als unabweisliche Notwendigkeit gemeldet wurde, hierauf freilich keine abschlägige Antwort erteilen, aber man sah ihm an, wie schwer es ihm wurde,

weiteres Menschenmaterial zu opfern. Dagegen war an ihm nichts von Unruhe oder Überhastung beim Eingang der von allen Seiten anlangenden Meldungen zu bemerken: er fragte deren Überbringer mit peinlichster Genauigkeit über das, was sie wissen konnten, aus, schützte einen eben auf schweißbedecktem Pferde bei ihm angelangten Adjutanten vor der Erteilung einer leichtsinnigen Antwort, indem er einem höhern Artillerieoffizier, der sich an diesen Offizier mit der Frage gewandt hatte, ob man nicht zur Verstärkung des Angriffs eine Batterie vorziehen könne, gutmütig sagte: Wie kann denn das wissen? und erteilte nach reiflicher Überlegung und nach Rücksprache mit seinem Stabschef die nötigen Befehle ebenso sicher und ruhig, als hielte er auf dem Exerzierplatz einer Friedensgarnison.

Der Erfolg des Gefechts war, daß man trotz den wiederholt unternommenen Vorstößen die Franzosen bei ihrer großen Überzahl nur teilweise aus ihren Stellungen und auch da nur bis an den Rand der Marneabhänge hatte zurückdrängen können. Als die inzwischen eingebrochne Dunkelheit für diesen Tag dem Gefecht ein Ende gemacht hatte, ließ sich der Prinz noch an demselben Abend über den Verlauf der einzelnen Kompagniegefechte von dem zu ihm befohlenen Regimentsadjutanten ausführlichen mündlichen Bericht erstatten, und es war erstaunlich, zu hören, wie er bis zum jüngsten Leutnant hinab an dem Schicksal eines jeden, auch wenn es sich nur um eine leichte Verwundung handelte, den regsten Anteil nahm. Der mit Befehlen für den Oberst entlassene Adjutant mußte zu zwei verschiedenen malen zu dem Prinzen zurückgerufen werden, weil diesem noch die eine oder die andre Persönlichkeit eingefallen war, nach deren Verbleib er sich zu erkundigen wünschte. Einem an demselben Abend oder am nächsten Morgen in aller Frühe abgeordneten Telegramm an seine Gemahlin fügte der Prinz, da er wußte, daß diese Gelegenheit haben würde, die Angehörigen des eben erwähnten Adjutanten zu sprechen, die Bemerkung bei: ist unversehrt.

Bekanntlich gingen die Franzosen in der Nacht vom nächsten zum übernächsten Tage über die Marne zurück, da sie sich, wie das französische Generalstabswerk bemerkt, von der Unausführbarkeit des beabsichtigten Durchbruchs überzeugt, oder wie sich einer der Schützen (Füsiliere) ausdrückte, „für diesmal genug hatten.“

Besonders zugänglich war der Prinz für einzelne Offiziere des obengedachten Schützenregiments, zu dessen Chef er bald nach jenem Tage von Billiers und Bry-sur-Marne ernannt worden war, während einiger Monate, die er in der ersten Hälfte des Jahres 1871 als Kommandeur eines Teils der Okkupationsarmee in Laon verbrachte. Seine Gemahlin hatte ihn da aufgesucht, und da er in der Unterpräfektur sehr wohnlich untergebracht war, wurden einzelne Offiziere des Regiments wiederholt bei ihm zur Tafel geladen, nach deren Aufhebung das einmal Scharaden aufgeführt wurden, deren eine sich um die drei Silben des Wortes Pompadour drehte. Der Schützenoffizier, der bei der Aufführung des „Ganzen“ die Marquise darzustellen hatte, war mit Hilfe eines von der Hofdame der Prinzessin bereitwillig zur Verfügung gestellten Fächers und der sonst zu seiner Kostümierung nötigen Paraphernalien

in eine ohne Zweifel sehr ergötzliche Vogelscheuche verwandelt worden, an die sich der nach einem Weilchen, und nachdem sich die allgemeine Sachlust ein wenig beruhigt hatte, mit äußerster Grandezza als König auftretende Generalstabsoffizier mit der etwas unüberlegten Äußerung wandte: *l'état c'est moi*. Die drei Silben und das Ganze waren in erwünschter Weise nach einigen Fehlschüssen erraten worden, und es hatte merkwürdigerweise niemand an dem Königswort etwas auszusetzen gehabt, aber der Prinz war auch in solchen Kleinigkeiten zu gründlich, als daß ihm nicht am andern Morgen bei einem Spazierritte der begangne Anachronismus hätte klar werden, und daß er dem aus der Rolle gefallen Ludwig dem Fünftehnten nicht bei der ersten Wiederbegegnung seine Bedenken hätte mitteilen sollen: Bester, ich weiß wirklich nicht, wo wir alle gestern Abend unsre Gedanken gehabt haben. Und daß auch die Marquise Sie nicht auf das an dem Urgroßvater begangne Plagiat aufmerksam gemacht hat, nimmt mich wirklich wunder.

Eine Menge Züge wahrhafter Herzensgüte, die hier mitgeteilt werden könnten, eignen sich aus begreiflichen Gründen nicht zur Veröffentlichung, aber das muß hier doch wiederholt werden, daß er der treueste, zuverlässigste, unermüdlichste Gönner war, den sich ein einmal von ihm in die gute Spalte seines Buchs aufgenommenner, einer solchen Gnade wenn auch noch so unwürdiger Sterblicher wünschen konnte.

Seine kurze Regierungszeit war ein Kalvariensteig.

Die bei seinem Regierungsantritt den Ständen vorgelegte Erhöhung der Zivilliste, die berechtigt, und deren Betrag für die steuerzahlende Bevölkerung nahezu belanglos war, diente Parteibestrebungen zu einem willkommenen Vorwande für ihre maßlosen, prinzipiell gegen jede Autorität und mit doppeltem Grimme gegen einen es mit seinem Beruf ernst nehmenden Herrscher gerichteten Wühlereien. Keine Erfindung war so plump, daß sie nicht gläubige Hörer und Leser gefunden hätte. Es wurde ausgestreut, ein Teil der von dem unermesslich reichen Könige bezognen Zivilliste gehe als Peterspfennig nach Rom, und der arme König, der nie in seinem Leben einen Augenblick geögert hatte, jedem das zuteil werden zu lassen, was ihm von Rechts wegen gebührte, konnte, da er die Menschen nach sich beurteilte und sie deshalb für vorurteilsfreier hielt, als sie es der Mehrzahl nach sind, nicht einsehen, warum man ihm das, was ihm verfassungsmäßig zukam, zu kürzen und zu verübeln bemüht war. Er grämte sich, ohne daß jemand anders als seine nächste Umgebung etwas davon erfuhr, im tiefsten Herzen darüber, daß er bei seinem Volke nicht die Anerkennung und die herzliche Liebe fand, die er durch seine Handlungsweise und seine Gesinnungen verdient zu haben sich bewußt war. Wie so oft in ähnlichen Fällen schrien die Widersacher um so lauter, je stiller sich der ihm wohlgesinnte Teil der Bevölkerung verhielt. Die Geschichte gibt uns zahlreiche Beispiele dieser Erscheinung an die Hand, die recht eigentlich die geistige Gleichgiltigkeit und das unselbständige Urteil der großen Menge zeigen. Je oberflächlicher oder je unreifer ein Volk politisch ist, um so williger folgt es, ohne selbst zu prüfen, dem am lautesten und am selbstbewußtesten tönenden Rufe, und oft kommt erst nach Jahren durch allerhand im entscheidenden Augenblicke

stumm gebliebne, aber dem verschwiegnen Papier gegenüber um so beredtere und aufrichtigere Zeugen der wahre Charakter eines im Leben Verleumdeten zutage.

Und nun kam, als wenn es auch im häuslichen Kreise, wo der König bisher für Enttäuschungen und Kummer Trost gesucht hatte, nicht an schwerem Herzeleid fehlen sollte, das schlimmste, das man wie einen bösen Geist in die Nacht ewiger Vergessenheit bannen möchte. Gewiß wäre die von dem König über die Abreise der Gemahlin seines Sohnes von Dresden und die damit im Zusammenhang stehenden schmerzlichen Tatsachen veröffentlichte Erklärung, eine Erklärung, die er nur abgab, um die Verantwortung für das, was zur Vermeidung weiterer Übelstände hatte geschehen müssen, vor allem Volk voll auf sich zu nehmen, gewiß wäre diese Erklärung besser unterblieben, und wenn sich das Volk bei dem, was in dem offiziellen Regierungsorgan über die gefasste Entschliebung in schonendster Weise hätte veröffentlicht werden können, nicht hätte beruhigen können oder wollen, so wäre ihm nicht zu helfen gewesen, und man hätte abwarten müssen, was die Zeit zur Beruhigung und Aufklärung der Gemüther würde tun können. Aber die Erklärung des Königs für einen Akt der Lieb- und Rücksichtslosigkeit anzusehen war etwas, was nur dem fanatischen Vorurteil oder denen beikommen konnte, die den Charakter des Königs wirklich nicht kannten. So unbestreitbar es wohl ist, daß diese Erklärung ein Mißgriff war, vor dem nicht genug hätte gewarnt werden können, und dessen Tragweite dem König wohl ganz besonders bei seinem Besuche in Wien klar geworden sein mag, so deutlich kennzeichnet sie sich andererseits als ein rührender Beweis seines innigen Wunsches, zwischen sich und seinem Volke nichts zu dulden, was ihm dessen Liebe und Vertrauen rauben konnte. Für diesen Zweck war ihm kein Opfer zu groß, kein Akt der Selbstüberwindung zu schmerzlich. Und wie er jedem, der ihm das von ihm Geschriebne in ähnlicher Lage versichert hätte, unweigerlich Glauben geschenkt haben würde, so war er auch der Überzeugung, daß vor seinen Worten, weil sie auf Wahrheit beruhten, und man ihn als einen Ehrenmann kennen müsse, Zweifel und Lüge überall zerstäuben würden. Darin hatte sich der Fürst, der die Zähigkeit der Parteileidenschaft unterschätzte, leider getäuscht. Während für den Teil des Volks, der wußte, in wie reinen Händen der Fall bei dem Könige gelegen hatte, ein so feierliches Zeugnis nicht vonnöten war, hatten sich die den Aufreizungen und Einflüsterungen der Umsturzpartei Gehörgebenden in eine gehässige Zweifelsucht und in den abenteuerlichsten Argwohn so verrannt, daß sie die Absicht, durch die königliche Prärogative die Wahrheit zu unterdrücken, da sahen, wo ihr an höchster Stelle zu ihrem Rechte verholpen werden sollte. Es hat leider inzwischen den Anschein gewonnen, als sollten sich die Dinge so gestalten, daß auch dem Verblendetesten über die Unmöglichkeit, anders zu handeln, als gehandelt worden war, die Augen geöffnet werden müssen.

Wie dem auch sei, in dem einen Wunsche vereinigen sich alle, die es mit dem Lande und seinem angestammten Herrscherhause wohl meinen, daß die Regierung des Sohnes des verewigten Fürsten eine lange, glückliche und segensreiche sein möge, damit sich im Laufe der Jahre der schreckliche Eindruck dieser

zweijährigen Leidenszeit des königlichen Dulbers etwas mildere, und damit für die Generationen, die der unsern folgen werden, sein verklärtes Bild wieder im friedlichen Glanze seiner glücklichen Mannesjahre erstrahle.



Subalterne Juristen

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau



von alters her war in Rom mit dem praktischen Beruf eines Juristen die Heranbildung Jüngerer für diesen Beruf verbunden; es wurde eine Ehre darin gefunden, Nachstrebende zu unterweisen. *Jus civile docere, sagt Cicero, semper pulchrum fuit, hominumque clarissimorum discipulis floruerunt domus.* Diesem Unterricht entzog sich kein angesehenener Jurist; die Lernenden waren bei der Verrichtung der Amtsgeschäfte, namentlich bei der Erteilung von Rechtsgutachten gegenwärtig als *auditores*, und der Jurist nahm Veranlassung, ihnen einen tiefen Einblick in die Sach- und Rechtslage zu gewähren, ihre Zweifel zu lösen und sie so zu dem Beruf anzuleiten. Der geschilderte Unterricht war hiernach ein praktischer und doch zugleich ein theoretischer; ihm ging ein vorbereitender Unterricht voraus, der allein auf die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft gerichtet war. Die Römer unterschieden diese beiden Arten des Unterrichts durch besondere Kunstausdrücke: die Erteilung des vorbereitenden Anfangsunterrichts wird als *instituere* bezeichnet,*) wogegen die Römer die Erteilung des praktisch-theoretischen Unterrichts für Vorgeschnittne als *instruere* bezeichnen. Welches Maß von Kenntnissen nun ein *institutus* haben mußte oder zu haben pflegte, um als *auditor*, zum *instrui*, also zum Empfang der höhern wissenschaftlichen Bildung zugelassen zu werden, wissen wir nicht; die rechtswissenschaftliche Vorbildung unsrer Zeit bietet auch keine zum Vergleich geeignete Verhältnisse, da man heute die wissenschaftlich-theoretische Ausbildung allein auf der Universität erhält, und an diese sich eine ausschließlich praktische Ausbildung anschließt. Von den bloß *instituti* wird man damals ähnliche Kenntnisse verlangt haben, wie etwa von den heutigen Subalternbeamten der Gerichte: diese müssen die Grundbegriffe des bürgerlichen Rechts und des Strafrechts, ganz besonders des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen sowie in Konkursachen und in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit kennen, also insoweit im Text der Gesetze Bescheid wissen, als dies zur Erlangung der Kenntnisse der Grundbegriffe nötig ist; sie müssen aber auch in stande sein, bei Zweifelsfragen, die ihnen innerhalb des von ihnen verlangten Maßes von Kenntnissen aufstoßen, einen Kommentar zum Gesetz oder ein Lehrbuch zu benutzen, d. h. sich die Ergebnisse der zu

*) So bezeichnet man auch heute noch die Vorlesungen über die Grundbegriffe des Römischen Rechts als „Institutionen.“